

Zu Gottfried Kellers fünfzigstem Todestag

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **24 (1940)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419837>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich
4 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Küsnacht
(Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutsch-
schweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). - Druck: H. Safner, Zürich 8.

Zu Gottfried Kellers fünfzigstem Todestag.

Es trifft sich nicht gut mit Kellers Gedenktagen: der hundertste Geburtstag, der 19. Heumonats 1919, fiel in eine Zeit größter staatlicher Not Deutschlands, in der man sich draußen dieses deutschen Geistesfürsten nicht so recht freuen mochte. Der fünfzigste Todestag, der 15. Heumonats 1940, traf in eine Zeit größter staatlicher Anstrengungen und militärischer Erfolge, hinter denen so stille Ereignisse natürlich verschwinden. Und so konnten wir auch diesmal des Andenkens an diesen Mann nicht so ganz froh werden. Denn es geht nicht an, Gottfried Keller, wie das nun vielfach geschehen ist, einzig als Schweizer zu betrachten. Gewiß ist er, wie Meyer gesagt hat, der Schutzgeist unserer Heimat, und in Zeiten wie den heutigen ist es durchaus am Platze, in ihm auch den Staatsbürger zu sehen und zu zeigen, ja sogar ihn zu betonen, aber damit erschöpft man sein Wesen nicht. Er ist doch auch Dichter gewesen und als solcher undenkbar ohne Deutschland. Seine Bildung hat er nach seinen eigenen Worten „aus den tiefen Schichten des deutschen Volkes“ geschöpft, und sein Ruhm ist nach Spittlers Worten aus Berlin gekommen. Gewiß ist er der Dichter, der als Mensch und als Künstler das Schweizertum am vollständigsten verkörpert und am tiefsten im Schweizerboden wurzelt. Aufgewachsen in den engen Gassen der Zürcher Altstadt, mitten in bescheidenem Stadtvolk, pflegte er doch auch lebhaft Beziehungen zu Landschaft und Landvolk und vereinigte in seinen Werken, vor allem im „Grünen Heinrich“, schweizerisches Stadt- und Landwesen. Aber auch er ist ausgesprochener Deutschschweizer. Als überzeugter Anhänger des bündischen Wesens der Schweiz anerkennt er die Welschen und Tessiner durchaus als Schweizer, aber er hat doch seine entscheidenden Jugendjahre vor 1848 erlebt, also noch im lockern alten Staatenbunde, und persönliche Beziehungen zur romanischen Schweiz hat er keine gehabt, hat auch die Sprachgrenze nie überschritten.*) Von den etwa 110 Empfängern seiner Briefe stammt keiner aus der welschen Schweiz oder aus Frankreich, aber mehr als die Hälfte aus Deutschland. Sein Lebensweg hat ihn ja auch in entscheidenden Jahren zweimal und für lange Zeit nach Deutschland geführt. Unsere Welschen haben denn auch nie viel mit ihm anfangen können und von seinem Gedenktage auch wenig Kenntnis genommen. Als 1924 über zwanzig schweizerische Schriftsteller als Gäste

des französischen Schriftstellervereins in Paris waren und gefeiert wurden, sei in den schönen Begrüßungsreden nie der Name Kellers genannt worden, erzählte ein Teilnehmer. Wie man ihn heute in Deutschland betrachtet, wissen wir nicht. Im Jahre 1936 hat ein Mitarbeiter der „Zeitschrift für Deutschkunde“ vor gewissen Stellen in einer Erzählung dieses Demokraten warnen zu müssen geglaubt. Aber das geistige Deutschland wird immer zu ihm halten.

Wenn aber auch Keller von einer schweizerischen Nationalliteratur nichts wissen und durchaus als deutscher Dichter gelten wollte, verstand er natürlich in Fragen der schweizerischen Unabhängigkeit gar keinen Spaß und hat das immer wieder bestätigt. Und wenn er sich als Deutscher fühlte, so war er es als Deutscher seiner Zeit, und in seinen entscheidenden Jahren war nicht nur die Schweiz, sondern auch Deutschland staatlich ein ganz lockeres Gebilde. Er schwärmte für eine deutsche Republik und war enttäuscht, als 1871 ein Kaiserreich unter preussischer Führung entstand, und was dieser überzeugte Demokrat zum Dritten Reich und seiner Gleichschaltung gesagt hätte, können wir uns denken.

Andererseits können wir uns aber auch denken, was er zu gewissen heutigen deutschschweizerischen Geistesbewegungen gesagt hätte, wie etwa zur Mundartbewegung. Auch da verstand er keinen Spaß, sondern duldete in der Schrift nur die hochdeutsche Gemeinsprache. Er hat ein einziges schweizerdeutsches Gedicht geschrieben: ein Spottgedicht auf einen Österreicher, der den Schweizern eine Nationalliteratur schaffen wollte und ihnen empfahl, schweizerdeutsch zu schreiben. Was hätte er wohl gesagt, wenn er einen zürcherischen Regierungsstatthalter vor der Vereidigung einer Ortswehr hätte sagen hören, diese Ortswehren seien entstanden „aus der Überlegung heraus, daß zum Schutz des Vaterlandes“ usw?

Noch auf einem andern Gebiete dürfen wir Keller zu den Unfern zählen: in der Bloßstellung falschen Scheins durch die Sprache. Da ist der unsterbliche Johann Rabis, der sich John Rabys schrieb, um seinem Namen einen „angelsächsisch unternehmenden Nimbus zu geben“; da ist der Oberschwinder Ludwig Wohlwend, der sich Louis Wolwend schreibt; da ist der junge grüne Heinrich (der ersten Fassung), der einen Ferienbrief „mit ungemeiner Ansehnlichkeit“ richtet an „Frau Lee, née Hartmann“. Und da ist endlich auch die gute „Mama“ Weidelich, deren Lausbuben den Arnold Salander auslachen, weil er „nur“ eine Mutter habe.

Von Kellers Sprachpflege soll in einem besondern Aufsatz die Rede sein. Wir haben uns auch schon zu seinem hundertsten Geburtstag, besonders aber in der Schweizernummer der „Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins“ (1924, Nr. 12, gleichzeitig Nr. 11/12 unserer „Mitteilungen“) und auch sonst gelegentlich mit ihm beschäftigt und wollen nicht

*) Sehr anschaulich zeigt das eine eigenartige Landkarte, die Emil Ebner für die Festnummer der „Zürcher Illustrierten“ gezeichnet hat. Da sind alle Stätten von Kellers Wandern und Wirken angedeutet; die westlichsten Schweizerorte sind Murten, Bern, Basel, die südlichsten Telsplatte und Via Mala; außerhalb der Schweiz liegen Straßburg, Köln, Augsburg, München, Dresden, Wien u. a.; bei Berlin ist die Entfaltung des „Grünen Heinrichs“ angedeutet.

alles wiederholen, sondern schließen mit dem aus Amerika heimgekehrten Martin Salander, dem die Heimat „der alte Boden“ ist, „wo meine Sprache seit fünfzehnhundert Jahren erschallt“.

Gottfried Keller und die deutsche Sprache.

„Herr Staatschreiber, Ihr schreibt staatsmässig“, so schrieb ihm ein Kenner, Fr. Th. Vischer, Professor der Ästhetik in Tübingen. „Kellers Sprache, das eigentliche Mittel seiner Kunst“, sagt die reichsdeutsche Dichterin Ricarda Huch, „hat nicht nur den unmachahmlichen Reiz der Eigenart, sondern ist auch schön und musterhaft, insofern sie sich ihre Gesetze geschaffen hat, die für jedermann gelten. Er beherrscht die unerklärliche Kunst, die unendlich oft gebrauchten und abgetragenen Worte neu erscheinen zu lassen, dadurch geeignet, eine noch unbekanntere, nur sich selbst gleiche Welt aufzubauen. Nie ist ein Wort oder eine Wendung gesucht, und doch erscheinen alle, als wären sie noch nie dagewesen, frisch von Meisterhand geprägt. Es kam ihm dabei wohl zugute, daß er als dialektredender Schweizer an einem Urquell der deutschen Sprache saß; was den Ausschlag gibt, ist aber doch seine Intelligenz und seine Persönlichkeit. Aber den Zusammenhang derselben mit seinem Stile kann man nichts Treffenderes sagen, als was er selbst gelegentlich getan hat: Es liegt mein Stil in meinem persönlichen Wesen: ich fürchte immer manieriert und anspruchsvoll zu werden, wenn ich den Mund voll nehmen und passioniert werden wollte.“

Aus dieser Kennzeichnung seiner Sprache wollen wir nur wiederholen: „Frisch von Meisterhand geprägt“. Es ist ja in der Tat nicht nur der Inhalt und der Gehalt seiner Werke, was uns packt; es ist auch die Art, wie er es sagt. Man kann bei fast jedem Satz einen Augenblick stehen bleiben und sich am bloßen Ausdruck freuen. Wie hoch die Art dieses in der Mundart aufgewachsenen „Aussländers“ in Deutschland selbst geschätzt wird, dafür sei als Beispiel noch der Vorsitz der Deutschen Sprachvereins, ein alter Nationalsozialist, erwähnt, der an der Hauptversammlung von 1935 seine Landsleute bei aller Anerkennung einer vernünftigen Mundartpflege doch vor ihrer Ubertreibung warnen zu müssen glaubte (1935! im Dritten Reich!) und auf drei Muster schriftdeutscher Erzählungskunst hinwies: Storm, Keller und Meyer, also auf zwei Schweizer!

Wie gewissenhaft es Keller nahm mit dem Ausdruck, ersehen wir am besten, wenn wir uns an seinen Schreibstisch versetzt denken und ihm zusehen, wie er den Wortlaut eines Werkes für eine neue Auflage überarbeitet. Das erlaubt uns der eben erschienene 4. Band des „Grünen Heinrichs“, wo im Anhang der Text der 3. Auflage (1884) genau mit dem der 2. (1879) verglichen wird. Da sehen wir, wie der Dichter einen Ausdruck etwas mildert oder verdeutlicht, bestimmter faßt, vereinfacht, der Umgebung besser anpaßt, anschaulicher gestaltet. So wünschte der Konfirmand Heinrich Lee ursprünglich nicht, „aus dem Kreise der Rechtschaffenheit und Braubheit“ wegzufallen; später läßt er die blaffen Nachsilben „heit“ fallen und schreibt „aus dem Kreise der Rechtschaffenen und Braven“. „Höhere“ Gemütsfreuden werden „tiefgehende“. Auf das für Anna gemalte Bildchen setzt er seinen Namen zuerst in „schöner“ Schrift, dann in „gotischer“. Aus Gründen des Wohlklangs vermeidet Keller den Zusammenstoß gleichlautender Mitlaute; deshalb schöpfen die Kinder nicht mehr aus „dieser Übung Gelegenheit“, sondern „aus dieser Sitte die Kunst“. Wo aber Gleichklang dem Ohre angenehm ist, stellt er ihn her, und aus „beliebt und geschätzt“ wird „geliebt und geschätzt“. Unbeabsichtigten Gleichklang aber tilgt er, und aus der Pflicht des Staates,

die Erziehung jedes seiner Kinder „zu Ende zu führen“, wird die Pflicht, sie „weiter zu führen“. Für das Fastnachtsspiel hatten die Leute zuerst nur ihre altherkömmliche Sonntagstracht „anzuziehen“, dann „anzulegen“ gebraucht. Besonders sorgfältig merzt er die Häufung eines und desselben Hilfszeitwortes aus, auch wenn er dabei einen ganzen Satz umformen muß. Er schätzt das Tätigkeitswort und bei diesem die starken Formen; deshalb „backte“ Vater Jakoblein seine Pfannkuchen nicht mehr, sondern er „buk“ sie. Ein Ärgernis ist ihm die nachlässige Verwendung der Hilfszeitwörter in ihrer abgeblaßten Grundbedeutung; deshalb ersetzt er „haben“ durch „besitzen“; die Regierung, die vorher in einem bestimmten Gerücht „war“, „stand“ jetzt darin. Nach „wegen“ setzte er ursprünglich den Wem-, dann den Wesfall. Aus dem bezüglichen Fürwort „welcher“ wird „der“. Die Richter, die Heinrichs Ausschluß aus der Schule beschloßen, saßen zuerst „ein Bleistift vor sich“ am Tische; offenbar schwankte der Dichter, ob es nicht heißen müsse „einen Bleistift“, und umging die Schwierigkeit, indem er den Bleistift durch „ein Schreibzeug“ ersetzte.

Selten sind Änderungen im Satzbau, doch auch da griff er manchmal vereinfachend ein, oder er veränderte dem Wohlklang zuliebe die Wortstellung. Trotz aller Sorgfalt sind einige Satzgebilde stehen geblieben, die der Dichter als richtig empfand, die uns aber heute stören. So läßt er etwa das Fürwort für den Satzgegenstand weg, wenn er sich aus dem vorausgehenden Satze erraten läßt: „Nachdem sie (Frau Margret) . . . eine Reihe von mühseligen Jahren durchgekämpft hatte, gelang es ihr, einen Trödelkram zu errichten, und erwarb sich mit der Zeit . . .“ — wir vermissen das „sie“ vor „erwarb“. Eine stehende Eigentümlichkeit von Kellers Stil haben wir darin, daß er bei aufeinander folgenden Nebensätzen das bezügliche Fürwort nicht wiederholen zu müssen glaubt, wenn es dieselbe Form hat, obgleich es ein einmal im Wer-, dann im Wenfall steht. Von seiner Großmutter erzählt Heinrich: „Ich empfand eine Art von Scheu, vor eine ergraute Frau zu treten, die ich noch nie gesehen und mir eher als eine gestorbene Vorfahrin denn als eine lebende Großmutter erschien“ — offenbar hätte den Verfasser der Gleichklang des nach „und“ wiederholten „die“ mehr gestört als die Umstellung der grammatischen Beziehung, gegen die wir heute empfindlicher sind. Das erzieht man besonders deutlich aus folgendem Beispiel: Ursprünglich lebte man „mitten in der Reihe der blutigen oder trockenen Umwälzungen . . . und Verfassungsänderungen, die man Putzsch nannte und Schachzüge waren auf dem wunderlichen Schachbrette der Schweiz“. In der Handschrift für die 2. Auflage hat Keller das Fürwort „die“ vor „Schachzüge“ richtig eingesetzt, im Probedruck dann aber wieder gestrichen und auch in der 3. Auflage nicht wieder eingesetzt.

Kurz vor der 4. Auflage (1889) war Otto Schröders Schrift „Vom papierenen Stil“ erschienen und hatte im Namen der lebendigen Sprache den Kampf gegen das Wörtchen „derselbe“ eröffnet (den dann Wustmann 1890 in seinen „Sprachdummheiten“ kräftig fortsetzte). Auch Keller war darin als Sünder, wenn auch mit Respekt, behandelt; gerade sein „Grüner Heinrich“ war als in hohem Grade „derselbig“ bloßgestellt. Für die ersten Bogen der neuen Ausgabe war es schon zu spät; auf den nächsten aber veranstaltete der Dichter eine scharfe Jagd und schrieb z. B. statt „mit demselben“ (nämlich dem Wort) „damit“ habe sich ihm eine Einsicht kundgetan. Von einem Mann hieß es zuerst: „Er bedurfte einer trefflichen . . . Büchse; die Übung mit derselben war ihm der edelste Zeitvertreib“; daraus wurde: „. . . ihre Handhabung . . .“ Statt „das Ausbleiben desselben“ heißt es nur: „Sein Ausbleiben“